

verwendet man dazu mehrjährige Hennen, die schon gebrütet haben, da solche sich am schnellsten zur Brut bequemen. Doch auch einjährige Thiere, falls sie nicht gar zu spät ausgeschlüpft sind, lassen sich ohne allzu grosse Schwierigkeit zum Brüten bringen. Es ist dazu ein Brutkasten oder Korb mit Deckel nothwendig, der so niedrig ist, dass die Puterhenne nicht aufrecht darin stehen kann, also etwa 40 cm. hoch, 40 cm. breit und 60 cm. lang. Die Oeffnung wird am besten an einer Schmalseite so angebracht, dass sie verschliessbar ist, oder man richtet den Kasten so ein, dass die Bruthenne von oben hineinsteigt, in welchem Falle man einfach einen Holzdeckel, mit einem Steine beschwert, daraufdecken kann. Es versteht sich, dass die brütende Henne hinreichend Luft haben muss, was man dadurch erreicht, dass man in den Seitenwänden unten und oben einige Löcher anbringt. Auch kann man sich einen einfachen Brutkasten aus Latten herstellen, der nur unten einen Bretterboden und oben einen Holzdeckel hat, an den Seiten aber, damit die Henne dunkel sitzt, mit Packleinen oder dergl. umzogen ist. Ein solches Nest ist luftig und doch hinreichend fest verschlossen; nur achte man darauf, dass der Kasten nicht zu leicht sei, damit die Henne denselben nicht umwirft, wenn sie den Rand besteigt. Als Unterlage für die Eier verwendet man Heu oder weiches und kurzes Stroh und legt dasselbe so, dass das Eierlager nach der Mitte zu ein wenig vertieft ist, damit die Eier sich nicht nach den Seiten verschieben, sondern gehörig von der sitzenden Henne bedeckt werden. Will man nun eine Puterhenne zur Brut abrichten, so verfährt man folgendermassen: Man gibt derselben, wenn sie noch nicht gebrütet hat, etwas Weissbrot, in Rothwein oder Branntwein getaucht, welches man ihr einstopfen muss, bringt sie dann in den Kasten, in welchen man erwärmte Porzellaneier gelegt hat, und deckt den Deckel, mit einem Steine beschwert, darüber. Da die Henne nicht aufrecht stehen kann, wird sie sich bald setzen, und die erwärmten Eier verursachen ihr ein behagliches Gefühl. Aeltere Hennen, die schon gebrütet haben, sitzen meist schon nach 2—3 Tagen fest; jüngere Hennen sind zuerst unruhig; man muss daher das Unterlegen gewärmter Porzellaneier mehrmals wiederholen. Nach 24 Stunden nimmt man die Henne vom Nest und füttert sie, reinigt das Nest, wenn sie es beschmutzt haben sollte, und setzt dieselbe wieder darauf, nachdem man die Eier von Neuem erwärmt hat. Sobald die Henne das Nest nicht mehr beschmutzt und ruhig sitzt, kann man ihr die auszubrütenden Eier unterlegen; bei älteren Hennen schon nach 2—3 Tagen, bei jüngeren dauert es oft acht Tage und länger. Ich habe schon Puterhennen gehabt, welche nach 24 Stunden so fest sassen, dass ich unbesorgt den Deckel abnehmen konnte; sie verliessen das Nest nur, wenn ich alle 24 Stunden ihnen Futter brachte. Man achte darauf, dass dies stets um dieselbe Stunde geschehe, und setze die Henne wieder auf's Nest, wenn sie nicht nach 15 Minuten sich von selber gesetzt hat, decke auch, wenn es nöthig sein sollte, den Deckel wieder darauf. Im übrigen hat man alle jene Vorschriften zu beobachten, die für Bruthennen überhaupt gelten,

und die wir weiter unten erörtern werden. Gewöhnlich kommen die Eier solcher gezwungenen Brütinnen etwas später aus als unter natürlichen Verhältnissen, namentlich wenn das Wetter noch kalt ist, manchmal dauert die Brut 24 Tage und noch länger. Man lasse sich also nicht verleiten, an einen Misserfolg zu glauben, wenn am 21. oder 22. Tage noch nichts vom bevorstehenden Ausschlüpfen zu spüren ist. Dass die Brutzeit länger dauert, hat seinen Grund darin, dass die Körperwärme der Henne etwas niedriger ist als bei natürlicher Brutlust; auch verzögert die geringere Lufttemperatur das Ausschlüpfen. Kann man daher die Puterhenne in einem erwärmten Raume — am besten etwa 15° R. — unterbringen, so wird man die Entwicklung des Embryos beschleunigen; nur ist es dann nothwendig, die Eier mehrfach mit lauwarmem Wasser zu besprengen oder unter das Neststroh eine Lage Sand oder Erde zu legen, welche stets etwas feucht gehalten wird, damit die Eier nicht zu sehr austrocknen, das Eiweiss sich verdicke und in Folge dessen die Küken an der Schale festkleben und ersticken. Es versteht sich, dass man einer Puterhenne nicht mehr Eier unterlegt, als sie bequem bedecken kann; das ist natürlich nach der Grösse der Henne verschieden, durchschnittlich etwa 20, höchstens 24 Stück. Unter den frühen Eiern werden allerdings viele unbefruchtete sein und auch von den befruchteten mehr während der Brut absterben, als es bei natürlicher Brut der Fall ist; aber unter günstigen Verhältnissen und bei gehöriger Sorgfalt kann man darauf rechnen, dass etwa die Hälfte auskommt. Vortheilhaft ist es deswegen, mehrere Puterhennen zugleich zu setzen und am 6. oder 7. Tage die unbefruchteten Eier wegzunehmen; den dadurch freiwerdenden Hennen kann man dann sogleich wieder frische Eier unterlegen, auch nach dem Ausschlüpfen die Küken einer oder einigen Hennen zum führen geben, die übrigen Hennen aber von Neuem brüten lassen; denn eine Puterhenne kann ohne Schaden 6—7 Wochen hintereinander sitzen. Mehr als zwei Mal lasse man sie nicht brüten, da sie sonst zu sehr geschwächt wird. (Fortsetzung folgt.)

Thierschutz und Geflügelzucht.

Von W. Dackweiler.

(Fortsetzung und Schluss.)

Auf einem grossen Wirthschaftshofe ist es nicht so ganz leicht, das Alter der Thiere zu bestimmen, damit man alte und deshalb wenig rentable ausmerzen könne. Ein simpler Kopf ist nun auf die Idee gekommen, den Thieren nach jedem Jahre eine Zehe zu kürzen. Patent soll er zwar nicht auf seine geniale Erfindung genommen haben, aber veröffentlicht und empfohlen hat er sie wohl und sogar auch, was man kaum für möglich halten sollte, Anhänger für seine Kürzungstheorie gefunden. Noch in jüngster Zeit bemerkte uns ein Geflügelhalter, dass auch er auf diese Weise seine Thiere kennzeichne; er glaubte auch, dass es den Thieren nicht merklich wehe thun könne, indem ihm noch nie eines deshalb schwer erkrankt

sei. Unsere Entgegnung dürfen wir nicht wiederholen. Aber gefragt haben wir ihn, ob er nicht das Gesicht verzogen, wenn er beim Schneiden der Nägel unglücklicherweise einmal etwas tief gekommen. Dann haben wir ihm die Gummiringe empfohlen, falls er nicht durch Rasse oder Farbe das Alter seiner Thiere kenntlich machen wolle. Das Zehenabschlagen ist eine Thierquälerei und verräth den inneren Menschen.

In Folgendem müssen wir uns vorerst mit dem eigentlichen Sportsmann befassen. Behördlicherseits sind die früher so häufig veranstalteten Hahnenkämpfe verboten. Leider dringt noch ab und zu die Kunde von im Geheimen stattgefundenen Hahnenkämpfen in die Oeffentlichkeit. Wie wir die Stierkämpfe ein menschenwürdiges, grausames Spiel nennen, so sind dies in kleinerem Massstabe auch die Hahnenkämpfe. Da dieselben nun zu den verbotenen Volksbelustigungen gehören, wollen wir uns nicht weiter damit befassen. Aber wir fragen wohl mit Recht: „Wozu dann noch das Coupiren der Thiere, welche doch offenbar nur den Zweck hatte, dieselben kampffähig zu machen?“ Weshalb denn den armen Thieren den Schmerz bereiten, denn das Wegschneiden der Kämme und Kehlappen verursacht? Erhöht das vielleicht die äussere Erscheinung der Thiere? Erhalten sie dadurch besonderen Werth? Wir finden in dem Kamme und den Glocken eine vom Schöpfer den Thieren verliehene besondere Zierde. Der arme Erdenwurm aber, Mensch genannt, kunststrichert den weisen Schöpfer in seinen Anordnungen und greift störend in die natürlichen Kunstwerke ein. Wir erkennen darin eine Geschmacksverirrung, sowie auch in dem Anzüchten riesengrosser Kämme und Hauben und des schwammigen, das Auge schliessenden Gesichtes. Dass durch das Coupiren der Thiere auch Fehler verdeckt werden können, eine sichere Beurtheilung also unmöglich ist, sei nur nebenbei bemerkt. Nach unserer Meinung streift das Coupiren der Thiere mindestens hart an Thierquälerei.

Wer häufig Ausstellungen besucht oder beschickt hat, wird unstreitig die Erfahrung gemacht haben, dass dieselben harte Tage für das Geflügel sind. Ganz heruntergekommen oder gar schwer krank kehren die Thiere von der Ausstellung zurück, vielfach haben sie sich dort den Keim eines nahen Todes geholt, oder sind gar auf der Ausstellung oder auf dem Transporte den Strapazen erlegen. Ohne Ausstellungen kann die Zucht nicht gedeihen; sie sind ein ganz unentbehrliches Existenzmittel. Da ist es nur Pflicht, sowohl der ausstellenden Vereine als der Züchter, alles Mögliche zur Erhaltung der Gesundheit der Thiere zu thun. Passende Transportkörbe sowie gute Käfige und sorgsamste Pflege sind unbedingtes Erforderniss. Der Züchter, der seine Thiere lieb hat, wird auch im Besichtigen der Ausstellungen Mass und Ziel halten. Leider gibt es noch solche, die so ruhmbedürftig sind, dass sie sogenannte Ausstellungsritter von einer Ausstellung zur anderen schicken und den armen Thieren nicht die nöthige Ruhe und Erholung gönnen. Wenn dies Verfahren nicht Thierquälerei ist, dann doch wenigstens die rechte Schwester derselben.

Auch bei dem Versandt der Thiere auf weite Strecken muss Thierschutz geübt werden. Ein paar Tage halten es die Thiere schon ohne Futter und Wasser aus, so dass man nicht jedesmal Trink- und Futtergeschirre anzubringen braucht. Aber auf weite Strecken müsste man die Thiere damit doch versorgen. Wir geben bei Versendung ein grosses Stück Roggenbrot mit, welches etwa eine halbe Stunde in klarem Wasser gelegen. Da können dann die Thiere Hunger und Durst zugleich stillen. Dass die Transportbehälter so beschaffen sein müssen, dass den Insassen durch Zerdrücken etc. etc. kein Unglück zustossen kann, erachten wir als selbstverständlich. Bei starker Kälte und grosser Hitze sollten Thiere überhaupt nicht auf weite Strecken versandt werden.

Ein aufmerksamer Züchter sucht seine Thiere vor allen Dingen gesund zu erhalten und bei etwa auftretender Krankheit ihnen die nöthige Hilfe zu gewähren. Und vergleiche man damit das Verfahren mancher Züchter. Man setzt die Thiere allerlei Gefahren aus. Nicht blos, dass man, wie bereits früher bemerkt, durch Verabreichung schlechten Futters und Trinkwassers, durch Unreinlichkeit in Ställen etc., Krankheiten fast künstlich züchtet, man überlässt auch die Thiere zu viel sich selbst, so dass sie an Orte gelangen, etwa unter das Grossvieh, wo sie leicht verwundet oder zertreten werden, lässt sie an Schnee und Eis ihren Durst stillen, lässt sie in's bereifte Gras, bietet ihnen nicht Schutz gegen Regen und Wind, Frost und Schnee, Hitze und Kälte, so dass die Thiere durch das Verschulden des Züchters von allerlei Krankheiten befallen werden. Und wenn dann Krankheiten sich eingestellt haben, dann erst kümmert man sich erst recht nicht um die Thiere, sorgt nicht, dass die Krankheit gehoben werde und sich nicht auch auf das gesunde Geflügel übertrage. Wie mancher Verlust würde hintertrieben, wie manche Krankheit schnell geheilt, wenn man ein Herz hätte für die Thiere. Es ist traurig, wie man auf manchen Geflügelhöfen kranke Thiere in den Ecken hocken oder den Sonnenstrahlen nachkriechen sieht, von den gesunden Thieren mit Schnabelhieben tractirt, halb verhungert, oder sich mühsam weiter schleppend mit zerbrochenen Gliedmassen, geschwollenen Augen, röchelnd und hustend, Gerade zu der Zeit, da die armen Geschöpfe der pflegenden Hand am meisten bedürfen, geniessen sie diese Wohlthat am wenigsten. Da tritt wieder die Frage des Thierschutzes allen Ernstes an den Züchter heran. Vor allem gebe man kranken Thieren einen gesonderten passenden Ort bei guter Pflege. Kann man durch zweckentsprechende Heilmittel Linderung oder schnellere Heilung erwirken, so unterlasse man das nicht aus Mitleid gegen die Thiere und in eigenem Interesse. Ist die Verletzung oder die Krankheit derart, dass eine Heilung ausgeschlossen scheint, dann ist der Tod für die Thiere eine Wohlthat, man entziehe sie also dem Elende und gebe ihnen den Gnadenstoss.

Und nun zu dem letzten Punkte unserer Unterhaltung. Der gütige Schöpfer hat dem Menschen das Thierreich angewiesen, nicht blos, dass er es auf die verschiedenste Weise in seine Dienste zwingt,

sondern auch, dass das Fleisch uns zur Nahrung diene. Sonach darf also der Mensch nach schöpferischer Anordnung die Thiere tödten. Wer aber dabei ihren Schmerz und die Todesqual nicht möglichst abkürzt, solche sogar unnöthiger Weise vergrößert, verräth dadurch ein rohes Gemüth, einen niederen Charakter. Erfreulicher Weise haben hinsichtlich des Grossviehes die Thierschutzvereine und Behörden entsprechende Anordnungen veranlasst, respective getroffen, dass der Tod auf möglichst kurze und ohne unnöthige Qualen herbeigeführt werde. In Betreff des Geflügels werden solche Verfügungen schwerlich zu erlassen sein, da nicht nur Leute von Beruf, sondern durchwegs die Besitzer selbst das Tödten der Thiere besorgen, respective durch Hausgenossen es besorgen lassen, eine Controlle also kaum möglich wäre. Unsomermehr scheint es uns deshalb angebracht, hier das Werk der Thierschutzvereine zu fördern und belehrend und beeinflussend zu erstreben, dass auch bei dem Geflügel das Tödten auf die kürzeste, zweckmässigste Weise besorgt werde. Für den gewöhnlichen Mann empfiehlt es sich, dass er mit einem scharfen Instrumente den Thieren den Kopf abschlage, oder mit scharfen Messer ihnen einen tiefen Halsschnitt beibringe, weil auch dann durch Durchschneidung der Halsadern ein Verblutung sehr schnell eintritt. Dagegen möchten wir entschieden vor dem Genickstiche und dem Schneiden oder Stechen im Halse warnen, weil dazu eine kundige, geübte Hand gehört. Wir haben in Betreff dieses Punctes recht traurige Beispiele erfahren. Ein Bauersmann schlachtete in unserer Gegenwart und trotz unseres Abtrathens einen alten Hahn, indem er ihn mit seinem Taschenmesser unter die Zunge stach, ihn dann mit den Beinen an eine Leiter band, damit er ausbluten solle. Nach Verlauf von drei Stunden, als wir wieder auf den Hof kamen, zappelte das arme Thier noch, und wurde ihm jetzt auf unser Bitten der Kopf abgeschlagen.

In einem anderen Falle kaufte eine Köchin einen Truthahn, stach ihn ebenfalls mit einem schmalen Messer unter die Zunge, liess ihn etwas bluten und legte ihn dann in den Keller, um ihn am anderen Morgen zu rufen. Am anderen Morgen tappte der todtgeglaubte Truthahn durch den Keller. — Und nun noch ein Beispiel, das unglaublich klingt, uns aber vollständig verbürgt ist. Ein Kapaun wurde Abends auf dieselbe Weise gestochen, dann, als man ihn für todt hielt, gerupft und in die Küche gelegt, da er den anderen Morgen ausgeweidet werden sollte. Am anderen Morgen stand das arme Geschöpf noch lebend auf den Füßen.

Lassen wir deshalb mit vereinter Kraft in unseren Kreisen durch Wort und Schrift es zu erstreben suchen, dass das Tödten des Geflügels möglichst durch kundige Hand und auf die schnellste Weise bewerkstelligt werde, halten wir besonders wachsames Auge auch im eigenen Haushalte, damit den Thieren unnöthige Qualen erspart werden. Thierschutz edelt den Menschen, Thierquälerei ist eines ordentlichen Menschen unwürdig und verräth nieder Gesinnung und Mangel an Bildung.

Kleinere Mittheilungen.

Ornithologische Notizen aus Italien.

Bulletino del Naturalista italiano von S. Brogi. Siena. 1891. Nr. 1
Note, ornithologiche, p. 5.

Vollon in Udine dto. 22. December erlegte am 23. October ein zweites Individuum von *Plectrophanes lapponicus*. — In Friaul wurden viele *Emberiza pithyornis* erlegt, Männchen und Weibchen. — Durchzug von *Emberiza cirius* heuer zahlreich. — Ein wunderbares Weibchen von Falco Feldeggi erlegt.

Dol Fiume Cam. in Badia Polesine 14. December 1890 ein sehr schönes Männchen von *Oriolus galbula* im Netze gefangen, lebte 14 Tage ohne Nahrung. — Am 10. December wurde bei Badia Polesina längs der Etsch ein sehr schönes *Calcearius rivalis* erlegt. Sr.

Vögel als Fischdiebe. In der „Ornithologischen Monatsschrift“, Gera, habe ich es vor einigen Jahren geschildert (XII. Jahrgang, Nr. 12), wie ich den Zaunkönig (*Troglodytes parvulus*) und dann den frechen Rüpel-Spatz (*Passer domesticus*) beim Fischdiebstahl überraschte. (Beide Notizen wurden von der „Allgemeinen Fischerei-Zeitung“, München, XIII. Jahrgang, Nr. 3 und 10, sowie den „Mittheilungen des westpreussischen Fischerei-Vereines“, Danzig, II. Band, p. 41 und p. 110) übernommen. Vielleicht dürfte es den geneigten Leser dieser Zeitschrift interessieren, wenn ich ihm ähnliche eigene Wahrnehmungen auch an unserem niedlichen Rothkehlchen vortrage:

Im Frühling des verlossenen Jahres hatte ich in eine flache Kettengrube, deren Ufer ein sogenannter „lebender“ Zaun von Schleh- und Weissdorn einsäumt, Moderlieschen (*Leucaspis delinectatus*) und dann Lauben (*Alburnus lucidus*) geworfen, in der Absicht, Bastarde zwischen beiden zu züchten (derartige Hybride sind noch nicht beschrieben). Mein Wunsch ging in Erfüllung, und ich erzielte weit mehr Brut, als ich erwartete. — Beim Einbruch des Winters liess ich nun, um die Thiere in tiefere Gewässer bringen zu können, die Pfütze ablaufen. Während sie noch floss, sah ich zufällig ein Rothkehlchen eine Welle über dem Schlamme rütteln, sich dann niederlassen und auf einen kleinen, zappelnden Cyprinoiden einhacken. Ein Steinwurf verjagte den Dieb, dann watete ich in den Brei hinein: vor mir lag ein *Leucaspis delineatus*, *Alburnus lucidus*, des einen Auges beraubt, die blutende Höhle belehrte mich, dass der erste Schnabelhieb eben dem edelsten Körperteile geglolten. (Früher habe ich bereits in der „Allgemeinen Fischerei-Zeitung“, München, XIII. Jahrgang, 13., p. 174—175, im Anschluss an die Notiz von Baurath Pietsch-Torgau in der „Ornith. Monatsschrift“, 1888, Nr. 2 berichtet, dass nach wiederholten eigenen Wahrnehmungen die Krähen und Hauslöhner Fischen in erster Linie die Augen aushacken und dann erst den Bauch aufschlitzen oder Stücke aus dem Rücken heraushacken). Im Herbst 1890 sollte ein kleiner Graben hier geschlämmt werden, in welchem sich Umengen von allerhand werthlosen Fischen, wie: *Gobio fluviatilis*, *Leucaspis delineatus*, *Phoxinus laevis* und *Cobitis barbatula* vorfinden. Von ihnen blieben natürlich (Ulen) Massen in Lachen und Tümpeln zurück. Eines schönen Tages sah ich nun, wie einige Bachstelzen (*M. alba u. sulfurea*) in den seichten Pfützen herumsparzirten und Fische fingen. Eine strich mit einem grösseren Gründlinge ab, ich verfolgte sie und jagte ihr glücklich den Fisch ab, auch er war eben des einen Auges beraubt worden.

Karl Knauth.

Schlaupitz, Dom., 9. Februar 1891.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mittheilungen des Ornithologischen Vereins in Wien](#)

Jahr/Year: 1891

Band/Volume: [015](#)

Autor(en)/Author(s): Dackweiler W.

Artikel/Article: [Thierschutz und Geflügelzucht. 48-50](#)